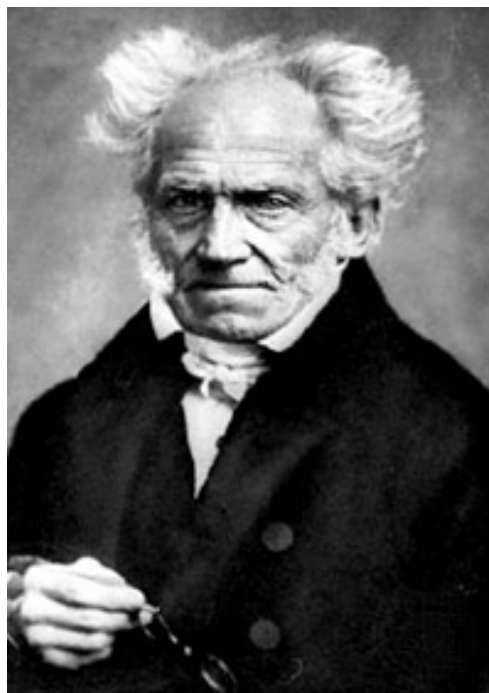


Joachim Stiller

Schopenhauer: Leben und Werk

Materialien zu Leben und
Werk von Schopenhauer



Alle Rechte vorbehalten

Störig: Arthur Schopenhauer

1. Leben, Persönlichkeit, Werke

„Schopenhauer lebte von 1788 bis 1860. Er schrieb sein Hauptwerk schon als Dreißigjähriger. (...) Es ist versucht worden, Schopenhauer als philosophischen Exponenten des deutschen Kleinbürgertums hinzustellen. Seine Philosophie lässt sich mit dieser Einordnung kaum erklären, höchstens lässt sich das Phänomen ihrer verspäteten Wirkung aus der gesellschaftlichen Entwicklung erklären.

Wir treten hier - trotz der Berührung Schopenhauers mit dem deutschen Idealismus und trotz seiner Anknüpfung an Kant, als dessen bedeutendster Schüler Schopenhauer bezeichnet werden kann - in eine ganz eigene geistige Welt ein, welche im Gesamtrahmen der europäischen Geisteslage als ein fremdes Element erscheint. Verständlicher wird sie erst, wenn man zwei Dinge berücksichtigt: die Eigenart von Schopenhauers Persönlichkeit und seine Bekanntschaft mit der Philosophie des alten Indien, die gerade damals durch die noch sehr unvollkommene Übersetzung von Anquatil-Duperron für den abendländischen Leser zugänglich geworden war. Mit Schopenhauers Persönlichkeit, nicht nur dem äußeren Lebensgang, der schnell erzählt ist, sondern auch vor allem seinem Charakter müssen wir uns daher zuerst vertraut machen, wenn wir seine Philosophie verstehen wollen. Auch hier gilt Fichtes Wort, dass die Philosophie, welche man wählt, davon abhängt, was für ein Mensch man ist. Arthur Schopenhauer war der Sohn eines Danziger Großkaufmanns. 1793, fünf Jahre nach der Geburt des Sohnes, siedelte der Vater nach Hamburg über. Das neunte bis elfte Lebensjahr verbrachte der junge Schopenhauer bei einem Geschäftsfreund des Vaters in Le Havre. Er lernte dort die französische Sprache perfekt beherrschen und vergaß seine Muttersprache vorübergehend fast ganz. Auch später nahmen die Eltern den Knaben auf ihre ausgedehnten Reisen durch Belgien, Frankreich, die Schweiz und Deutschland mit. Die Nachwirkung der dabei empfangenen großartigen Natureindrücke, besonders vom Meer und aus den Alben, ist in den späteren Werken Schopenhauers zu verspüren. Ein sechsmonatiger Aufenthalt in England machte ihm mit der englischen Sprache und Literatur gründlich vertraut. Bis an sein Lebensende las er täglich die "Times". Der Sechzehnjährige trat auf Wunsch seines Vaters in eine kaufmännische Lehre in Hamburg, entgegen seiner tieferen Neigung, welche schon damals auf wissenschaftliches Arbeiten ging.

Der kurz darauf eingetretene Tod des Vaters veranlasste die Mutter, die zwanzig Jahre jüngere, nachmals als Romanschriftstellerin berühmte Johanna Schopenhauer, zur Übersiedlung nach Weimar. Ihr dortiges Haus wurde zu einem geistigen und gesellschaftlichen Mittelpunkt. Goethe, Wieland, die beiden Schlegel und viele andere bedeutende Männer verkehrten hier. Der Sohn gab nun den kaufmännischen Beruf auf. In ganz kurzer Zeit eignete er sich durch Privatunterricht in Gotha und Weimar die zum Beziehen der Universität nötige Bildung, vor allem die alten Sprachen, an.

Schopenhauer studierte zwei Jahre in Göttingen, dann ebenso lange in Berlin. Die erhaltenen Kolleghefte zeigen, dass er außer philosophischen und philologischen Fächern auch Chemie, Physik, Botanik, Anatomie, Physiologie, Geographie und Astronomie betrieb. Die Randglossen des Studenten in seinen Heften zeugen von der spöttischen Überlegenheit, mit der er den Lehrern der damaligen Philosophie, insbesondere Fichte, bereits gegenübertrat. So schrieb Schopenhauer zu Fichtes Wissenschaftslehre, es müsse wohl richtiger Wissenschaftsleere heißen, und setzte hinzu das Shakespeare-Wort: "Ist es gleich Wahnsinn, hat es doch Methode."

1813 promovierte er mit der Arbeit "Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde". Eine vorübergehende patriotische Begeisterung beim Ausbruch der Freiheitskriege erlahmte schnell. Nach der Rückkehr nach Weimar zog Goethe den jungen Schopenhauer eng zu sich heran. Vor allem führte er ihn in seine Farbenlehre ein. Ferner wurde Schopenhauer hier durch einen Orientalisten mit dem indischen Altertum vertraut gemacht.

Die freie Lebensführung seiner Mutter verstimmte den jungen Schopenhauer so sehr, dass es zu immerwährenden Streitigkeiten zwischen beiden kam. Obwohl Schopenhauer nicht bei seiner Mutter wohnte, kam es bald zum endgültigen Zerwürfnis. Als er der Mutter die Dissertation überreichte, spottete sie: "Das ist wohl ein Buch für Apotheker." - "Man wird es noch lesen", erwiderte er, "wenn von deinen Schriften kaum mehr ein Exemplar in einer Rumpelkammer stecken wird." Sie entgegnete: "Von den deinen wird die ganze Auflage noch zu haben sein." Beide behielten recht. Schopenhauer trennte sich endgültig von der Mutter und hat sie niemals wiedergesehen.

Er verließ Weimar und lebte zunächst vier Jahre in Dresden. Dort entstand die Abhandlung "Über das Sehen und die Farben" (1816), dann sein Hauptwerk: "Die Welt als Wille und Vorstellung" (1819).

Es folgen zwei Reisen nach Rom, Neapel und Venedig. Schopenhauer lebte von seinem ererbten Anteil am väterlichen Vermögen. Mit Sparsamkeit und außerordentlichem Geschick hat er diesen durch sein ganzes Leben zu erhalten und zu mehren verstanden. So blieb er stets frei nicht nur von dem Zwang, für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten, sondern auch von der Notwendigkeit, als beamteter Lehrer seine Ansichten irgendwelchen staatlichen und sonstigen Gegebenheiten anzupassen - was er später an den von ihm vielgeschmähten Philosophieprofessoren nicht genug zu tadeln wusste.

Zunächst aber machte er selbst den Versuch, Professor zu werden. 1820 habilitierte er sich in Berlin. Der höchst selbstbewusste angehende Dozent, der schon bei der Abreise nach Italien in einem Gedicht geschrieben hatte: "Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten!", legte seine Kollegs so, dass sie ziemlich mit denen des berühmten Hegel zusammenfielen, in der Erwartung, dass die Hörer ihm zulaufen würden. Das Gegenteil trat ein. Schopenhauer zog sich nach dem ersten Semester verärgert zurück. Er verbrachte die nächsten zehn Jahre in Italien, Dresden und wieder in Berlin, aber ohne zu lesen. Als 1831 die Cholera in Berlin ausbrach - der Hegel erlag -, flüchtete Schopenhauer und macht erst in Frankfurt am Main halt. Hier ließ er sich nieder, und hier blieb er bis zu seinem Tode. Schopenhauers Hauptwerk blieb zwei Jahrzehnte lang völlig unbeachtet. Sechzehn Jahre nach dem Erscheinen teilte ihm der Verleger mit, dass der größte Teil der Erstauflage als Altpapier verkauft würde. Trotzdem entschloss sich Schopenhauer zur Herausgabe einer um einen zweiten ergänzenden Band vermehrten Neuauflage, die 1844 erschien. Seine nicht zahlreichen übrigen Schriften sind "Über den Willen in der Natur" (1836), "Die beiden Grundprobleme der Ethik" (1841), enthalten die beiden Abhandlungen "Über die Freiheit des Willens" und "Über das Fundament der Moral"; endlich die beiden Bände "Parerga und Paralipomena" - "Nebenwerke und Ergänzungen" - (1851). Dieses heute verbreitetste populäre Werk Schopenhauers enthält kleinere Abhandlungen über die verschiedensten Themen, u.a. die berühmten "Aphorismen zur Lebensweisheit". Sie vermitteln ein überaus anschauliches Bild von Schopenhauers Art zu denken und zu schreiben, jedoch keine Einführung in das System. Für dieses geistreiche und volkstümliche Werk erhielt Schopenhauer als ganzes Honorar zehn Freixemplare.

Schopenhauers ererbte Veranlagung und sein Lebensschicksal haben im Zusammenwirken seinen Charakter geprägt, der sich im Grundgedanken und in jeder Einzelheit seines Systems unverkennbar spiegelt: Nach Schopenhauers Worten ist der Charakter vom Vater erblich, die Intelligenz hingegen von der Mutter. Auf ihn selbst trifft das unbedingt zu. Der Vater war ein Mann von strengem, etwas starrsinnigem Charakter, stolz und unbeugsam, ein Republikaner, der es trotz der ihm von Friedrich dem Großen angebotenen Privilegien ablehnte, sich in Preußen niederzulassen und einem König untertan zu sein. Deshalb siedelte er auch, als

Danzig preußisch wurde, in die freie Reichsstadt Hamburg über. Die Mutter war eine geistreiche, lebhaft, etwas leichtsinnige, nicht sehr tief angelegte Natur, unglücklich in der Ehe, nach dem Tod ihres Mannes in Weimar ein offenes Haus führend. Die Eindrücke, die Schopenhauer aus den Streitigkeiten mit ihr empfing, bestimmten weitgehend seine spätere Einschätzung der Frau.

Ein starkes Triebleben, ein leidenschaftlicher Wille auf der einen Seite, ein wacher Intellekt, verbunden mit einem tiefen Blick für das Schöne der Natur, aber auch für das Leiden der Kreatur andererseits - das sind die beiden Hauptelemente von Schopenhauers Charakter, die fortwährend miteinander im Kampf lagen. In seiner Philosophie, nach welcher die Welt einerseits Wille, blinder Trieb, andererseits Vorstellung - Anschauung und Erkenntnis - ist, finden wir sie wieder. Und der lebenslange Kampf, den Schopenhauer eine Hälfte gegen seine ihm ewig beunruhigende Sinnlichkeit führte, spiegelt sich in der Schopenhauerschen Lehre von der Verneinung des Willens und seiner pessimistischen Geringschätzung der irdischen Glücksgüter und Genüsse.

Schopenhauer war ein Genie. Aber er wusste es sehr genau und sprach es häufig mit einer für den Leser etwas peinlichen Deutlichkeit aus. Er war nicht bescheiden. "Was ist denn Bescheidenheit anderes als geheuchelte Demut, mittels welcher man in einer von niederträchtigem Neide strotzten Welt für Vorzüge und Verdienste die Verzeihung derer erbetteln will, die keine haben?" - "Wohl... ist die Tugend der Bescheidenheit eine erkleckliche Erfindung für die Lumpe; da ihr gemäß jeder von sich zu reden hat... als gäbe es überhaupt nichts als Lumpe." So sprach Schopenhauer in seinem Hauptwerk deutlich aus, dass die wirkliche und ernsthafte Philosophie nach seiner Meinung noch genau da stehe, wo Kant sie gelassen habe; dass zwischen Kant und ihm in ihr nichts Erwähnenswertes geschehen sei. In der Vorrede fordert er vom Leser, zuerst seine anderen Schriften zu lesen, sich ferner vorher mit der Kantschen Philosophie und möglichst auch mit der platonischen und der indischen vertraut zu machen und dann das Buch zwei mal zu lesen, "und zwar das erste Mal mit viel Geduld". Wenn aber der Leser dazu nicht geneigt ist? "Meine Zuflucht ist jetzt, ihn zu erinnern, dass er ein Buch, auch ohne es gerade zu lesen, doch auf mancherlei Art zu benutzen weiß. Es kann, so gut wie viele andere, eine Lücke seiner Bibliothek ausfüllen... Oder er kann es seiner gelehrten Freundin auf die Toilette oder den Teetisch legen. Oder endlich kann er ja, was gewiss das Beste von Allem ist, und ich besonders rate, es rezensieren. An den Verleger schrieb der dreißigjährige Schopenhauer über sein Buch: "Mein Werk ist also ein neues philosophisches System; aber neu im ganzen Sinne des Wortes... eine im höchsten Grad zusammenhängende Gedankenreihe, die bisher noch nie in irgendeines Menschen Kopf gekommen. Das Buch, in welchem ich das schwere Geschäft, sie Anderen mitzuteilen, ausgeführt habe, wird, meiner festen Überzeugung nach, eines von denen sein, welche nachher die Quelle und der Anlass von hundert anderen Büchern werden."

Leidenschaftliches Verlangen nach Ruhm und Anerkennung lag in ihm ständig im Widerstreit mit Welt- und Menschenverachtung. Was ist Ruhm? Nur ein Abbild unseres Wesens in den Köpfen anderer. "Zudem sind die Köpfe der Menge ein zu elender Schauplatz, als dass auf ihm das wahr Glück seinen Ort haben könnte... vielmehr ist daselbst nur ein chimärisches Glück zu finden. Welche gemischte Gesellschaft trifft doch in jenem Tempel des allgemeinen Ruhms zusammen! Feldherren, Minister, Quacksalber, Gaukler, Tänzer, Sänger, Millionäre und Juden: ja die Vorzüge aller dieser werden dort viel aufrichtiger geschätzt... als die geistigen..." Und doch verzehrte sich Schopenhauer in heimlichem Verlangen nach diesem Ruhm. Seine Gedanken kreisten immerzu um das Problem des Ruhms. Nur so ist es auch zu erklären, dass er nicht müde wird, sich selbst und anderen auseinanderzusetzen, wieso sein eigener Ruhm so lang auf sich warten ließ. Er zitiert Lichtenberg: "Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl; ist denn das allein im Buche?" und "Solche Werke sind Spiegel: Wenn ein Affe hineinguckt, kann kein Apostel heraussehen." Und er fragt: "Würde wohl ein Virtuose sich geschmeichelt fühlen durch das laute Beifallklatschen seines

Publikums, wenn ihm bekannt wäre, dass es bis auf einen oder zwei, aus lauter Tauben bestände...?

Schopenhauer hatte das Glück, seine Überzeugungen von dem unvergänglichen Wert des von ihm Geschaffenen im Alter noch selbst bestätigt zu sehen. Etwa ab 1850 wurde der Bann des Schweigens um sein Werk gebrochen. Vor allem die Enttäuschung, die in Deutschland und anderswo auf die missglückte Revolution von 1848 folgte, machte die Geister für Schopenhauers pessimistische Weltansicht aufnahmebereit. Eine Woge des Pessimismus ging durch die europäische Literatur. Die Herrschaft der Hegelschen Schule war zu Ende gegangen. Der Neid der hegelianischen Philosophieprofessoren, auf den Schopenhauer alle Schuld an seinem Verhängnis geschoben hatte, stand ihm nicht mehr im Wege. es waren allerdings nicht die Universitäten, die sich für Schopenhauers Philosophie zuerst öffneten. Angehörige der verschiedensten praktischen Berufe, einzelne Gelehrte und Freunde, vor allem Julius Frauenstädt, verbreiteten zuerst die Kenntnis von ihr. Vor allem auch hatten Schopenhauers Gedanken eine tiefe Wirkung auf Kunst und Künstler. Die Musik Richard Wagners, jedenfalls in der ersten Periode seines Schaffens, war ganz vom dunklen pessimistischen Geist Schopenhauers erfüllt. Wagner sandte an Schopenhauer mit anerkennenden Worten ein Exemplar vom "Ring der Nibelungen". Gelehrte und Verehrer aus allen Ländern besuchten Schopenhauer oder schrieben ihm.

Der alternde Philosoph las gierig alles, was über ihn geschrieben wurde. Er wurde mitteilnehmend und umgänglicher, als er all die Zeit vorher gewesen war. Aber als er sich gerade in der Sonne der endlich erlangten Anerkennung und Bewunderung wärmte, ereilte ihn der Tod. 1860 erlag er unerwartet einem Herzschlag. Sein ganzes Vermögen hatte er testamentarisch wühlütigen Stiftungen vermacht. Die schwarze Marmorplatte auf seinem Grab trägt nur seinen Namen.

2. Die Welt als Wille und Vorstellung

In seinem Hauptwerk hat Schopenhauer als junger Mensch in einem einzigen genialen Wurf seine ganze Philosophie dargelegt. Alles, was er sonst geschrieben hat, ist nur Kommentar dazu und Weiterbildung in Einzelheiten. Was das Buch enthält, ist, wie Schopenhauer selbst sagt, im Grunde nur ein einziger Gedanke. "Dennoch konnte ich, aller Bemühungen ungeachtet, keinen kürzeren Weg ihn mitzuteilen finden, als dieses ganze Buch." Dieser Gedanke ist nach Schopenhauer dasjenige, was man unter dem Namen der Philosophie zu allen Zeiten bisher vergeblich gesucht hat. Er erscheint, je nachdem, von welcher Seite man ihn betrachtet, als Metaphysik (in den ersten beiden Büchern), als Ethik (im dritten Buch) und als Ästhetik (im vierten Buch). Er ist aber ein einziges organisches Ganzes. Er ist treffend schon im Titel des Buches ausgedrückt: Die Welt ist Wille und Vorstellung. Wir wollen versuchen - darauf beschränkt sich auch unsere Betrachtung -, diesen einen Gedanken zu verdeutlichen.

Die Welt als Vorstellung

"Die Welt ist meine Vorstellung" - mit diesem Satz beginnt Schopenhauers Buch. Wenn irgendeine Wahrheit a priori ausgesprochen werden kann, so ist es diese. Wir kennen diesen ersten Teil der These Schopenhauers bereits, denn er ist nichts anderes als die Kantsche Lehre, dass uns alle Dinge nur als Erscheinungen gegeben sind. Tatsächlich schließt sich Schopenhauer hier eng an Kant an. Er selbst bezeichnet Kants Lehre als die Eingangspforte zu seiner eigenen Philosophie. Die Wirkung, welche die Werke Kants im Geiste des denkenden Lesers hervorbringen, gleicht einer Staroperation am Blinden: er lernt erst sehen. Kants größtes Verdienst ist die Unterscheidung der Erscheinung vom Ding an sich. Es ist im Grunde die gleiche Wahrheit, die Platon so ausgedrückt hat, dass die den Sinnen erscheinende Welt

kein wahres Sein habe; dasselbe, was Platon im Höhlengleichnis versinnbildlichen wollte. Es ist auch die gleiche Wahrheit, welche in den indischen Veden so ausgedrückt wird, dass diese sichtbare Welt ein wesenloser Schein, Schleier, Illusion, kurz Maja sei.

Sosehr nun Schopenhauer dieses Verdienst Kants unterstreicht, so hat er doch in Einzelheiten eine ganze Menge an seiner Philosophie auszusetzen. Er stellt die einzelnen Einwände zusammen in der "Kritik der Kantischen Philosophie", welche den Schluss des ersten Bandes des Hauptwerkes bildet. Die Kritik richtet sich besonders gegen das Kant nach Schopenhauer eigene Bedürfnis nach symmetrischem Aufbau aller seiner Gedanken und Werke. Dieses hat Kant oft verführt, "blinde Fenster" um der Symmetrie willen einzusetzen und, zum Beispiel in der Tafel der Kategorien und Urteilsformen, das Gegebene in ein Prokrustesbett einzuspannen. Wir wollen aber auf alle Einzelheiten, in denen Schopenhauers Erkenntnislehre von der Kants abweicht, verzichten und statt dessen nur den entscheidenden Punkt bezeichnen, der den Hauptunterschied beider Denker ausmacht und zugleich schon zum zweiten Teil der Grundthese Schopenhauers hinüberleitet.

Dieser (Hauptunterschied) ist das "Ding an sich". Schopenhauer macht sich den von uns schon erwähnten, tatsächlich schwer anfechtbaren Einwand G. E. Schulzes zu eigen, dass Kant zum Ding an sich durch eine Kausalschluss komme, also durch Anwendung einer Kategorie, die nach ihm selbst - und auch nach Schopenhauer - nur innerhalb des Bereichs der Erscheinungen gilt. Hier gilt sie allerdings unbedingt, auch für Schopenhauer. Kausalität ist neben den Formen des Raumes und der Zeit für ihn sogar diejenige Grundform, auf die sich alle anderen "Kategorien" Kants zurückführen lassen. Aber von der Welt als Vorstellung aus führt kein Weg über die Vorstellung hinaus zu einem Ding an sich.

Dass die Welt Vorstellung ist, ist nun zwar unwiderleglich. Es ist aber doch einseitig, sie nur als solche zu betrachten. Das zeigt schon das unwillkürliche Widerstreben, das jeder empfindet, wenn ihm zugemutet wird, die ganze Welt als seine bloße Vorstellung zu nehmen. Nach Kant gibt es keine Metaphysik. Kant versteht dabei Metaphysik im Sinne der ihm vorausgehenden dogmatischen Philosophie als Wissenschaft von demjenigen, was jenseits der Möglichkeit aller Erfahrung liegt. Ist es aber nicht vielleicht ein ganz falscher Ausgangspunkt, zu sagen, dass die Quelle der Metaphysik auf keinen Fall empirisch sein dürfe, dass ihre Grundsätze auf keinen Fall aus äußerer oder innerer Erfahrung hergenommen werden dürfen? Warum soll die Lösung des Rätsels, als das die Welt und unser eigenes Dasein vor uns stehen, nicht aus dem gründlichen Verständnis dieser Welt selbst genommen werden, sondern in etwas anderem, a priori Gegebenem gesucht werden? Das würde ja heißen, dass die Lösung des Rätsels der Welt aus ihr selbst heraus schlechterdings nicht gefunden werden könne. Wir haben aber keinen Grund, uns bei dieser wichtigen und schwierigsten aller Fragen unsere hauptsächlichste Erkenntnisquelle, die äußere und innere Erfahrung, von vornherein zu verstopfen. Die Lösung muss vielmehr aus dem gründlichen Verständnis der Welt selbst hervorgehen. Man muss nur äußere und innere Erfahrung am rechten Punkt verknüpfen. Das ist der Weg Schopenhauers. Es ist also nicht der der vorkantischen Dogmatik, aber auch nicht der der Kantischen Verneinung der Metaphysik. Er liegt in der Mitte zwischen beiden. Welches aber ist der "rechte Punkt", an dem wir anknüpfen müssen?

Die Welt als Wille

Von außen ist dem Wesen der Dinge nicht beizukommen. Wie weit man auch forscht, man gewinnt nur Bilder und Namen. Man gleicht einem Menschen, der um ein Haus herumgeht, ohne den Eingang zu finden, und so immer nur die Fassade sieht. Die einzige Stelle, die uns einen Zugang in das Innere der Welt ermöglicht, liegt in uns selbst, liegt im Individuum. Dem Einzelnen ist sein Leib auf zwei ganz verschiedene Weisen gegeben: einmal als Vorstellung: in verständiger Anschauung eingeordnet als Objekt unter Objekten in den

Kausalzusammenhang aller Erscheinungen; "sodann aber auch zugleich auf eine ganz andere Weise, nämlich als jenes jedem unmittelbar bekannte, welches das Wort Wille bezeichnet". Der Willensakt und die Aktion des Leibes sind nicht zwei ursächlich verknüpfte verschiedene Dinge. Sie sind ein und dasselbe. Die körperliche Handlung ist nur der objektivierte, das heißt in die Anschauung getretene Akt des Willens. Der Leib ist der in Raum und Zeit objektivierte Wille.

Diese Erkenntnis ist die unmittelbarste, die möglich ist; sie kann nicht aus einer anderen hergeleitet werden. Sie ist die eigentliche philosophische Wahrheit.

Diese Wahrheit gilt zunächst nur für den Menschen. Das Wesen des Menschen liegt nicht in Denken, Bewusstsein, Vernunft. Dieser uralte Irrtum, zumal aller Philosophen (Anm.: nicht ganz aller), ist zu beseitigen. Das Bewusstsein ist bloß die Oberfläche unseres Wesens. Nur sie kennen wir allerdings deutlich, so wie wir vom Erdkörper nur die Oberfläche kennen. Unsere bewussten Gedanken sind nur die Oberfläche einer tieferen Wesens. Die Entstehung unserer Urteile geschieht gewöhnlich nicht durch Verkettung deutlicher Gedanken nach logischen Gesetzen - obwohl wir uns und anderen dies gern einreden. Sie geschieht in der dunklen Tiefe; sie geht beinahe so unbewusst vor sich wie die Verdauung. Zu unserer eigenen Verwunderung steigen uns Einfälle und Entschlüsse auf, gerade vom Entstehen unserer tiefsten Gedanken kennen wir uns keine Rechenschaft geben. In diesem unserem geheimnisvollen Inneren aber ist es der Wille, der seinen Diener, den Intellekt, antreibt. Der Wille ist wie ein starker Blinder, der einen Sehenden, aber Gelähmten, auf seinen Schultern trägt. Die Menschen werden nur scheinbar von vorn gezogen, in Wirklichkeit aber von hinten geschoben. Sie sind getrieben von dem unbewussten Willen zum Leben. Dieser Wille allein ist schlechthin unwandelbar, er liegt allen unsren Vorstellungen wie ein durchgehender Grundbass zugrunde. Auch das Gedächtnis ist nur die Magd unseres Willens.

Auch was wir Charakter nennen, ist durch den Willen bestimmt. Der Wille baut den Charakter wie den Leib des Menschen. Deshalb verheißen auch alle Religionen einen jenseitigen Lohn für die Vorzüge des Herzens, für den guten Willen, nicht aber für die Vorzüge des Kopfes, für einen guten Verstand.

Alle bewussten Funktionen des Menschen ermüden und brauchen Schlaf. Der Wille allein ist unermüdet. Was sich unbewusst vollzieht, wie die Arbeit des Herzens und die Atmung, ermüdet nie. Unser bewusstes Leben ist nur dem Schlaf abgerungen. Der Schlaf ist ein Stück Tod, das wir vorschubweise erborgen. Aber nicht nur der Mensch ist seinem Wesen nach Wille. Das Wesen aller uns in Raum und Zeit umgebenden Erscheinungen müssen wir nach Analogie des Menschen als Objektivation eines Willens deuten. Zunächst im organischen Leben. Aber Wille verbirgt sich auch hinter den Erscheinungen der unbelebten Natur. Die Kräfte, die die Planeten bewegen, die die Stoffe sich chemisch anziehen und abstoßen lässt, ist der unbewusste Weltwille.

Im Reich des Lebens ist die stärkste Äußerung des Willens zum Leben der Trieb zur Fortpflanzung. Er überwindet sogar den (individuellen) Tod. Sobald für die Selbsterhaltung gesorgt ist, strebt das Lebewesen nach Fortpflanzung, nach Erhaltung der Gattung. Der Wille zeigt sich hier fast unabhängig von der Erkenntnis. Hat Erkenntnis beim Menschen ihren Sitz im Gehirn, so sind die Genitalien, der Sitz des Geschlechtstriebes, der eigentliche Brennpunkt des Willens und der Gegenpol des Gehirns.

Schopenhauers Ausführungen über die "Metaphysik der Geschlechtsliebe" gehören zu den berühmtesten Partien seines Werkes. Dieses Thema spielt bei ihm eine so wichtige Rolle wie bei den Dichtern aller Völker und Zeiten, die es unermüdet besungen haben. Was zwei Individuen verschiedener Geschlechter mit so unwiderstehlicher Gewalt zueinander zieht, ist der in der Gattung sich darstellende Wille zum Leben. Die Liebe ist ein Täuschungsmittel der Natur zu dem alleinigen Zweck der Erhaltung der Gattung. Schopenhauer versucht das im Einzelnen zu zeigen an Hand der Gesichtspunkte, nach denen die Menschen ihre Liebesobjekte auswählen. Immer streben sie dabei nach Erhaltung des Gattungstypus. Jeder

liebt das, was ihm selber fehlt. Es geht auch immer darum, die individuellen Abweichungen vom Gattungstypus durch Wahl des richtigen Partners zu korrigieren. Alle Geschlechtlichkeit ist Einseitigkeit. Da es Grade des Männlichen und Weiblichen gibt, werden zwei Menschen dann am besten harmonieren, wenn der Grad der Männlichkeit des Mannes dem Grad der Weiblichkeit des Weibes entspricht. Der männlichste Mann wird das weiblichste Weib suchen und umgekehrt. "Das Individuum handelt hier, ohne es zu wissen, im Auftrage eine Höheren, der Gattung: Daher die Wichtigkeit, welche es den Dingen beilegt..."

Da die Leidenschaft auf dem Wahn beruht, der das für die Gattung Wertvolle dem Einzelnen als für ihn selbst wertvoll vorspiegelt, so kann und muss die Täuschung, sobald der Zweck der Gattung erfüllt ist, wegfallen. Die Natur lässt denn auch die weibliche Schönheit, ihren wichtigsten Kunstgriff zur Herbeiführung ihres Zweckes, nach der Fortpflanzung schnell verschwinden. Das Individuum merkt, dass es der Betrogene des Willens der Gattung gewesen ist. "Wäre Petrarca's Leidenschaft befriedigt worden, so wäre von dem an sein Gesang verstummt, wie der des Vogels, sobald die Eier gelegt sind." Die Ernüchterung tritt insbesondere in der aus Liebe geschlossenen Ehe ein.

Wie sich in der Geschlechtsliebe der Einzelne nur als Instrument der Gattung erweist, so ist überhaupt jedes individuelle Wesen, ja jede Erscheinung in Raum und Zeit Objektivierung des raumlosen, zeitlosen, grundlosen Willens, die als solche allerdings nur in der Vereinzelung (Individuum) möglich ist. Das Individuum ist nur ein steter Wechsel der Materie unter Beharren der Form. Das Ding an sich ist der Wille.

Diese Einsicht ist auch auf die Geschichte anzuwenden, wie hinter allem der unwandelbare Weltwille steht, so lehrt philosophische Betrachtung der Geschichte, dass in aller Verschiedenheit der Völker, Epochen, Kostüme und Sitten es überall dieselbe Menschheit ist, die wir erblicken. Immer dasselbe, nur anders - ist die Devise der Geschichte. Es gibt keinen Fortschritt. Das Symbol des Geschehens ist überall der Kreis. Zu allen Zeiten haben die Weisen dasselbe gesagt, und die Toren dasselbe, nämlich das Gegenteil, getan.

Ist der Wille frei? Frei ist der Weltwille als Ganzes, denn außer ihm ist nichts da, was ihn beschränken könnte. Unfrei ist der Wille des Einzelnen, weil er durch den übergeordneten ganzen Willen bestimmt ist.

Verweilen wir ganz kurz, um Schopenhauers Metaphysik mit der des deutschen Idealismus zu vergleichen, dessen Hauptvertreter er unermüdlich als "Windbeutel" und "Scharlatane" anprangert. Schopenhauer steht in vielem dem, was Fichte und Schelling lehrten, nicht so fern, wie er selbst vorgibt.

Das Gemeinsame liegt darin, dass Schopenhauer wie die Idealisten nicht auf der von Kant gezogenen Grenze stehenbleibt. Auch er gibt Metaphysik. Auch er findet, wie Fichte, Schelling und alle Mystiker, den Eingang zum Geheimnis der Welt im eigenen Ich. Auch Fichte hatte das Wesen des Ich als "Wille" bestimmt. Auch Schelling hatte in Natur und Geist die gleiche unbewusst schaffende Kraft wirksam gesehen. Es ist merkwürdig, dass Schopenhauer diese Ähnlichkeit so entschieden abstreitet. Wie andere Denker schmähte er gerade die, denen er verpflichtet ist. Im entscheidenden Punkt hat freilich Schopenhauer doch damit recht, dass er sich gegen jene abgrenzt. Denn während für den Idealisten das Letzte und Absolute der Geist ist, Vernunft, in einem zielstrebigem Prozess sich entfaltend, ist es für Schopenhauer blinder Wille, ein widervernünftiger, irrationaler Weltgrund. Die Welt ist nicht logisch, auch nicht unlogisch, sondern alogisch. Vernunft ist nur Werkzeug des unvernünftigen Willens. Schopenhauer vollzieht damit einen folgenschweren Bruch mit einer Voraussetzung, die allem abendländischen Denken seit der Renaissance ausgesprochen oder unausgesprochen zugrunde gelegen hatte: der Harmonie des Weltganzen. Er vollzieht den Übergang vom Optimismus zum Pessimismus. Das wird erst ganz deutlich, wenn man die Bewertung in Betracht zieht, die Schopenhauer dem Dasein zuteil werden lässt, und die Konsequenzen, die er daraus für das menschliche Verhalten ableitet.

3. Das Leid der Welt und die Erlösung

Leben als Leiden

Wie Buddha in seiner Jugend, war auch der junge Schopenhauer, wie er selbst bezeugt, vom tiefen Jammer allen Lebens ergriffen.

Der Wille ist unendlich, die Erfüllung beschränkt. Unseren Trieben und Wünschen hingegeben, werden wir nicht dauerndes Glück noch Ruhe finden. Aus jeder befriedigenden Begierde wächst sogleich eine neue. Auf jeden Schmerz, sobald er behoben ist, und wir glauben aufatmen zu können, folgt neues Übel. Der Schmerz ist überhaupt die eigentliche Realität im Leben. Lust und Glück sind nur etwas Negatives, nämlich Abwesenheit des Schmerzes.

Was wir besitzen, wissen wir nicht zu schätzen. Wenn wir es verloren haben, wird uns der Wert fühlbar. Wir können die eindringlichen Schilderungen des Leidens hier nicht in voller Breite wiedergeben. Wir wollen nur einige Stichworte anführen:

Die Not ist die beständige Geißel des größten Teils der Menschen. Die wenigen, denen das erspart bleibt, fallen sogleich der anderen Geißel anheim, der Langeweile. Der Ablauf der Woche mit sechs Tagen der Plackerei und einem siebten der Langeweile des Menschen ist ein treffendes Bild unseres Lebens. Das unausweichliche Schicksal des Menschen ist ferner die Einsamkeit. Am Ende ist jeder mit sich allein.

Kampf, Krieg und grausame Vernichtung, Fressen und Gefressenwerden - das ist das Leben. Es zeigt sich im Tierreich und im menschlichen Dasein gleichermaßen. Selbst die dramatischen Dichter wissen nichts anderes darzustellen. Nach dem lügenhaften Happy End aber lassen sie schnell den Vorhang fallen. Optimismus ist ein bitterer Hohn auf die namenlosen Leiden der Menschheit. Schopenhauer führt uns durch Hospitäler, Lazarette und chirurgische Marterkammern, durch Gefängnisse, Folterkammern und Sklavenställe, über Schlachtfelder und Gerichtsstätten, in alle die finsternen Behausungen des Elends. "Woher denn anders hat Dante den Stoff zu seiner Hölle genommen, als aus dieser unserer wirklichen Welt? Und dennoch ist es eine recht ordentliche Hölle geworden. Hingegen als er an die Aufgabe kam, den Himmel und seine Freuden zu schildern, da hatte er eine unüberwindliche Schwierigkeit vor sich; weil eben unsere Welt gar keine Materialien zu so etwas darbietet.

Das Leben ist nicht lebenswert. Es ist ein Geschäft, das nicht die Kosten deckt. Zu allem kommt, dass unser Leben unaufhaltsam dem Tode entgegeneilt. In der Jugend sehen wir das nicht. Wir sind noch im Anstieg zu dem Berg, auf dessen anderer Seite der Tod lauert. Sobald wie die Mitte des Lebens überschritten haben, sind wir wie Rentner, die die nicht mehr von den Zinsen leben, sondern das Kapital angreifen. Wie unser Gehen nur ein stetes gehemmes Fallen, so ist unser Leben nur ein fortdauerndes gehemmes Sterben.

Gibt es einen Ausweg aus diesem Jammertal? Erkenntnis ist kein Ausweg. Im Gegenteil. Je höher die Erscheinungsformen des Lebens, umso größer und offener das Leiden. Von der Pflanze über den niedrigen Wurm und die Insekten bis zu den Wirbeltieren ist ihrem vollkommenen Nervensystem ist ein fortwährendes Steigen der Schmerzempfindlichkeit. Und von den Menschen leidet der um so mehr, der deutlich erkennt; das Genie leidet am meisten.

Schon eher ist da noch der wohltätige Wahnsinn ein Ausweg, den die Natur beschreitet, wenn das Leiden die Grenze des Ertragbaren überschreitet.

Auch Selbstmord ist kein Ausweg. Er vernichtet die individuelle Erscheinung des Willens, aber nicht diesen selbst. (Hier zeigt sich, wie diese der indischen Einschätzung des Daseins verwandte Ansicht Schopenhauers eigentlich zwangsläufig zum indischen Gedanken der Wiedergeburt hinführt, ja ihn unausgesprochen enthält; denn Schopenhauers Worte bedeuten noch: Selbstmord ist zwecklos, weil der Wille sich sogleich eine neue Verkörperung schafft.)

Und doch gibt es einen Ausweg. Schopenhauer weise sogar zwei Wege. Der eine ist ästhetischer, der andere ethischer Natur. Der eine erlöst vorübergehend, der andere dauernd. Dieser gleicht dem Weg Buddhas.

Der ästhetische Weg der Erlösung – Genie und Kunst

Nach Kant steht hinter den Erscheinungen das, was er dunkel, aber ahnungsvoll das Ding an sich nannte. Nach Platon stehen hinter den vergänglichen sichtbaren Dingen ihre unveränderlichen Urbilder, die Ideen. Schopenhauer nimmt beide Gedanken auf. Das Ding an sich erkennt er als den Willen. In den platonischen Ideen erkennt er die ewigen Formen, in denen der unendliche Wille in Erscheinung tritt.

Können wir uns zu einer Erkenntnis dessen erheben, was hinter den Erscheinungen ist? Wir können es nicht, solange der Intellekt im Dienste des Willens bleibt. Wir müssen uns von der Fesselung durch den Willen, und damit auch von der Bindung an das wollende Individuum - die notwendige Erscheinungsform des Willens in Raum und Zeit - frei machen können. Ist das möglich? Dem Tier ist es nicht möglich. Dem Menschen ist es möglich, wenn auch nur als Ausnahme. Darauf deutet schon der Bau seines Körpers. Das Haupt überragt den Rumpf, zwar aus ihm herausgewachsen, zwar von ihm getrennt, aber doch ihm nicht ganz untertan.

Der Mensch kann reines, willenloses Subjekt der Erkenntnis werden. Die Erkenntnisart, in der ihm dies zuteil wird, ist die Kunst, das Werk des Genius. Kunst ist die Betrachtung der Dinge, unabhängig von der Kausalität und unabhängig vom Willen. (Wir erinnern uns an Kants "interessenloses Wohlgefallen".) Da die Ideen nur in reiner, vom Objekt ausgehender Kontemplation erfasst werden können, besteht das Wesen des Genies eben in der Fähigkeit zu solcher Betrachtung. Genialität ist vollkommene Objektivität, die Fähigkeit, sich rein anschauend zu verhalten, "klares Weltauge" zu sein, und zwar nicht nur augenblicksweise, sondern so lange, um das Geschaute wiederholend zu gestalten.

Der gewöhnliche Mensch, "die Fabrikware der Natur", ist dazu nicht fähig. Schon in seinem Gesichtsausdruck überwiegt die Sphäre des Wollens, der Begierde, im Antlitz des Genies jedoch das Erkennen.

Freilich vernachlässigt das Genie über der Hinwendung zum Allgemeinen oft genug das Nächstliegende. Während es nach den Sternen blickt, stolpert es über den nächsten Stein. Doch ist es durch den Trost, den der selbstvergessene Enthusiasmus, die Hingabe an das Werk, gewährt, für alles andere überreich entschädigt.

Schopenhauer kommt hier auch auf die enge Nachbarschaft von Genie und Wahnsinn zu sprechen. Nur eine dünne Scheidewand trennt beide. Diese Ansicht kam im weiteren Verlauf des Jahrhunderts zu besonderer Wirkung durch das Werk des Italieners Cesare Lombroso (1836-1909), nämlich dessen Buch "Genie und Irrsinn" (1864)

Hat zwar das Genie allein die Fähigkeit, sich zur Anschauung der Ideen zu erheben, so muss doch in geringerem Grade diese Fähigkeit auch den anderen Menschen zukommen. Wie könnten sie anders für die Werke des Genius und der Kunst empfänglich sein?

Wenn wir in Betrachtung der Kunst aus dem Sklavendienste des Willens entreißen, dann tritt auf einmal jener schmerzlose, überirdische Zustand des Gemüts ein, den Epikur als den Zustand der Götter pries. Dann sind wir, "für jeden Augenblick, des schnöden Willensdranges entledigt, wir feiern den Sabbath der Zuchthausarbeit des Wollens, das Rad des Ixiom steht still".

Es folgen Betrachtungen über das Schöne und das Erhabene und über die einzelnen Künste. Gedanken eines für das Schöne und Erhabene in Natur und Kunst aufs tiefste empfänglichen Menschen.

Eine Kunst steht abgesondert von allen anderen: die Musik. Wir erkennen in ihr nicht die Nachbildung einer Idee, wie in den anderen Künsten. Wie kommt es, dass sie gleichwohl so

mächtig auf das Innerste des Menschen wirkt? Die Musik ist das unmittelbare Abbild des Willens selbst und damit des Wesens der Welt. In ihr kommt das tiefste Wesen des Menschen und aller Dinge zum Sprechen. Unser Wille strebt, wird befriedigt und eilt weiter. So ist die Melodie ein stetes Abirren vom Grundton, entsprechend dem vielgestaltigen Streben des Willens, und ein endliches Rückkehren zu diesem, zur Harmonie, zur Befriedigung.

So können wir die Natur und die Musik als zwei Erscheinungsformen derselben Sache, des einen unendlichen Weltwillens, ansehen. In der Musik ziehen alle geheimen Regungen unseres Wesens wie ein vertrautes und doch ewig fernes Paradies an uns vorüber. Doch nur auf Augenblicke. Die Musik ist nicht die Erlösung aus dem Leben, sondern nur ein schöner Trost in ihm. Um endgültige Erlösung zu erlangen, müssen wir vom Spiel, das die Kunst darstellt, zum Ernst übergehen.

Der ethische Weg zur Erlösung – Verneinung des Willens

Es wird nicht vieler Worte bedürfen, um den zweiten, den eigentlichen Weg zur Erlösung zu beleuchten, den Schopenhauer weist. Es ist der gleiche, auf den das Denken der alten Inder führte.

Schopenhauer ist sich dessen bewusst. Seine Philosophie will nichts, als das in abstraktes Wissen, in klare Erkenntnis zu verwandeln, was viele Menschen intuitiv wissen und was in den Lehren der großen Religionen und im Leben ihrer Heiligen vor aller Augen steht. Das uns Zunächstliegende ist das Christentum. Es ist von diesem Geiste der Weltverneinung durchdrungen, wo es echtes Christentum ist. Nimm dein Kreuz auf dich! Entsage! Nirgends ist dieser Geist schöner ausgesprochen als bei den deutschen Mystikern. Noch mehr entfaltet aber finden wir das, was Verneinung des Willens zum Leben heißt, in den uralten Werken des indischen Denkens. Das Christentum in Indien einführen zu wollen ist so vergeblich, wie eine Kugel gegen einen Felsen abzuschießen. Vielmehr wird indisches Denken immer mehr nach Europa eindringen und eine Grundveränderung im abendländischen Denken hervorbringen.

Askese als vorsätzliche Brechung des Willens ist das Mittel; das Ziel ist der Zustand, den die Heiligen, welche zur vollständigen Auslöschung des Willens gekommen sind, in Worte wie "Ekstase", "Entzückung", "Aufgehen des Ich in Gott" beschrieben haben. Eigentlich kann aber dieses Ziel nur negativ umschrieben werden, wie es der Buddhismus im Nirwana tut.

"Wenden wir aber den Blick von unserer eigenen Dürftigkeit und Befangenheit auf diejenigen, welche die Welt überwanden..., so zeigt sich uns, statt des rastlosen Dranges und Treibens... statt der nie befriedigten und nie ersterbenden Hoffnungen, daraus der Lebenstraum des wollenden Menschen besteht, jener Friede, der höher ist als alle Vernunft, jene gänzliche Meeresstille des Gemüts, jene tiefe Ruhe, unerschütterliche Zuversicht und Heiterkeit, deren bloßer Abglanz im Antlitz, wie ihn Raphael und Correggio dargestellt haben, ein ganzes und sicheres Evangelium ist...

4. Schlusswort – Zur Kritik

Ins Innere der Natur
dringt kein erschaffner Geist."

Mit diesen Worten hatte Albrecht von Haller treffend den Standpunkt Kants zu dem Rätsel formuliert, das hinter der Erscheinung steht. Goethe antwortet darauf mit dem Vers:

"Ins Innere der Natur - O du Philister!...
Dringt kein erschaffener Geist?
Mich und Geschwister
mögt ihr an solches Wort
nur nicht erinnern!
Wir denken: Ort für Ort
sind wir im Innern."

Schopenhauer setzte seinem Hauptwerk das Wort Goethes voran: "Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe?"

Der Weg, auf dem Schopenhauer ins Innere der Natur dringt, ist der der Mystik, im Besonderen der indischen. Brahmanen, Weltseele, Weltwille, und Atman, Menschenseele, Menschenwille, sind eins. Was uns hindert, dies zu erkennen, ist der Schleier der Maya, ist die Welt der Vorstellungen. Was uns erlöst, ist das Freiwerden von der irdischen Verhaftung, vom "Durst", und das Eingehen im Brahman oder in das Nirwana.

Wenn wir an dieses Schlusswort noch einige kritische Bemerkungen anfügen, so bezwecken wir damit, wie an anderen entsprechenden Stellen dieses Buches, nicht mehr, als den Leser auf einige Punkte aufmerksam zu machen, die er bei eigener näherer Auseinandersetzung mit Schopenhauer bedenken mag. Ein bleibendes Verdienst Schopenhauers ist, dass er der Philosophie die Augen geöffnet hat für die dunkle Tiefe, die im Menschen unterhalb der Oberfläche des Bewusstseins liegt. Die großen Dichter aller Zeiten haben sie gekannt oder geahnt. In der abendländischen Wissenschaft hat erst Schopenhauer den Weg frei gemacht zu einer Philosophie und Psychologie des Unbewussten.

Bei den Einwendungen, die dem Leser selbst aufgestiegen sein mögen, wird er leicht erkennen, wie sehr die Gedanken Schopenhauers aus der Eigenart seiner Persönlichkeit, und daneben seiner Zeit, herausgewachsen sind. Ist nicht zum Beispiel alles, was Schopenhauer über die Frau, über die Liebe, über Kind und Ehe sagt, gezeichnet als die Gedanken eines Mannes, der zeitlebens nie ein eigenes Heim, nie die Zuneigung einer mütterlichen Frau, nie das Glück der Elternschaft gekannt hat und ebenso wenig das Glück einer geregelten praktischen Tätigkeit und der Einordnung in eine tätige Gemeinschaft? Mag vieles im einzelnen richtig beobachtet und mit verblüffender Treffsicherheit formuliert sein, trifft es nicht doch nur eine Seite, nur einen Typ der Frau und ist damit nicht die ganze Wahrheit, sondern nur eine Hälfte und damit Halbwahrheit? Ist nicht in der Lehre, dass alles im Leben darauf ankomme, von Schmerzen frei zu bleiben und sich eines ungestörten Gemütsfriedens zu erfreuen, ein wenig von der kleinlichen Ängstlichkeit und dem Egoismus des mürrischen Einsiedlers, der aller Geselligkeit und aller Verantwortung abhold ist? Ist alles Glück nur negativ? Verliert nicht auch der Tod vieles von seinem Schrecken, wenn er nach einem Leben voller Arbeit und Wirken für andere an den Menschen herantritt?

Eine mehr auf die philosophische Folgerichtigkeit gehende Frage sei an den Schluss gestellt: Wie kann in einer Welt, deren alleiniges Wesen der blinde Wille ist, gleichwohl der Intellekt über den Willen triumphieren und dem Menschen eine Kraft erwachsen, diesen Willen zu besiegen? Zeigt das nicht, dass es außer blindem Willen doch noch eine andere Macht geben muss? (Aus: „Kleine Weltgeschichte der Philosophie“ von Hans Joachim Störig)

Zitate von Arthur Schopenhauer

Zitat von Arthur Schopenhauer aus: „Die Welt als Wille und Vorstellung“, Vorrede zur 1. Auflage, 1818

Wie dieses Buch zu lesen sei, um möglicherweise verstanden werden zu können, habe ich hier anzugeben mir vorgesetzt. – Was durch dasselbe mitgeteilt werden soll, ist ein einziger Gedanke. Dennoch konnte ich, aller Bemühungen ungeachtet, keinen kürzeren Weg ihn mitzuteilen finden, als dieses ganze Buch.

[...]

Es ergibt sich von selbst, dass, unter solchen Umständen, zum Eindringen in den dargelegten Gedanken, kein anderer Rath ist, als das Buch zwei Mal zu lesen und zwar das erste Mal mit vieler Geduld, welche allein zu schöpfen ist aus dem freiwillig geschenkten Glauben, dass der Anfang das Ende beinahe so sehr voraussetze, als das Ende den Anfang, und eben so jeder frühere Teil den spätern beinahe so sehr, als dieser jenen. [...] Darum also erfordert die erste Lektüre, wie gesagt, Geduld, aus der Zuversicht geschöpft, die zweite Vieles, oder Alles, in ganz anderem Lichte zu erblicken. [...] Schon der organische, nicht kettenartige Bau des Ganzen machte es nötig, bisweilen dieselbe Stelle zwei Mal zu berühren.

[...]

Die zweite Forderung ist diese, dass man vor dem Buche die Einleitung zu demselben lese, obgleich sie nicht mit in dem Buche steht, sondern fünf Jahre früher erschienen ist, unter dem Titel: „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde: eine philosophische Abhandlung.“ – Ohne Bekanntschaft mit dieser Einleitung und Propädeutik ist das eigentliche Verständnis gegenwärtiger Schrift ganz und gar nicht möglich, und der Inhalt jener Abhandlung wird hier überall so vorausgesetzt, als stände sie mit im Buche.

[...]

Die dritte an den Leser zu machende Forderung endlich könnte sogar stillschweigend vorausgesetzt werden: denn es ist keine andere, als die der Bekanntschaft mit der wichtigsten Erscheinung, welche seit zwei Jahrtausenden in der Philosophie hervorgetreten ist und uns so nahe liegt: ich meine die Hauptschriften Kants. [...] *Kants* Philosophie also ist die einzige, mit welcher eine gründliche Bekanntschaft bei dem hier Vorzutragenden geradezu vorausgesetzt wird.

Zitat von Arthur Schopenhauer aus „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ – Vorrede zur 2. Auflage

Diese elementarphilosophische Abhandlung, welche zuerst im Jahr 1813 erschien, als ich mir die Doktorwürde damit erworben hatte, ist nachmals der Unterbau meines ganzen Systems geworden. Dieserhalb darf sie im Buchhandel nicht fehlen; wie Dies, ohne daß ich es wußte, seit vier Jahren der Fall gewesen ist.

Zitat von Artur Schopenhauer aus: „Die Welt als Wille und Vorstellung, Band1, § 1

"Die Welt ist meine Vorstellung:" – dies ist die Wahrheit, welche in Beziehung auf jedes lebende und erkennende Wesen gilt; wiewohl der Mensch allein sie in das reflektirte abstrakte Bewußtseyn bringen kann: und thut er dies wirklich; so ist die philosophische Besonnenheit

bei ihm eingetreten. Es wird ihm dann deutlich und gewiß, daß er keine Sonne kennt und keine Erde; sondern immer nur ein Auge, das eine Sonne sieht, eine Hand, die eine Erde fühlt; daß die Welt, welche ihn umgiebt, nur als Vorstellung daist, d.h. durchweg nur in Beziehung auf ein Anderes, das Vorstellende, welches er selbst ist. – Wenn irgendeine Wahrheit a priori ausgesprochen werden kann, so ist es diese: denn sie ist die Aussage derjenigen Form aller möglichen und erdenklichen Erfahrung, welche allgemeiner, als alle andern, als Zeit, Raum und Kausalität ist: denn alle diese setzen jene eben schon voraus, und wenn jede dieser Formen, welche alle wir als so viele besondere Gestaltungen des Satzes vom Grunde erkannt haben, nur für eine besondere Klasse von Vorstellungen gilt; so ist dagegen das Zerfallen in Objekt und Subjekt die gemeinsame Form aller jener Klassen, ist diejenige Form, unter welcher allein irgend eine Vorstellung, welcher Art sie auch sei, abstrakt oder intuitiv, rein oder empirisch, nur überhaupt möglich und denkbar ist. Keine Wahrheit ist also gewisser, von allen andern unabhängiger und eines Beweises weniger bedürftig, als diese, daß Alles, was für die Erkenntniß daist, also die ganze Welt, nur Objekt in Beziehung auf das Subjekt ist, Anschauung des Anschauenden, mit Einem Wort, Vorstellung. Natürlich gilt Dieses, wie von der Gegenwart, so auch von jeder Vergangenheit und jeder Zukunft, vom Fernsten, wie vom Nahen: denn es gilt von Zeit und Raum selbst, in welchen allein sich dieses alles unterscheidet. Alles, was irgend zur Welt gehört und gehören kann, ist unausweichbar mit diesem Bedingteyn durch das Subjekt behaftet, und ist nur für das Subjekt da. Die Welt ist Vorstellung.

Neu ist diese Wahrheit keineswegs. Sie lag schon in den skeptischen Betrachtungen, von welchen Cartesius ausgieng. Berkeley aber war der erste, welcher sie entschieden aussprach: er hat sich dadurch ein unsterbliches Verdienst um die Philosophie erworben, wenn gleich das Uebrige seiner Lehren nicht bestehn kann. Kants erster Fehler war die Vernachlässigung dieses Satzes, wie im Anhang ausgeführt ist. – Wie früh hingegen diese Grundwahrheit von den Weisen Indiens erkannt worden ist, indem sie als der Fundamentalsatz der dem Vyasa zugeschriebenen Vedantaphilosophie auftritt, bezeugt *W. Jones*, in der letzten seiner Abhandlungen: *on the philosophy of the Asiatics; Asiatic researches, Vol. IV, p. 164: the fundamental tenet of the Vedanta school consisted not in denying the existence of matter, that is of solidity, impenetrability, and extended figure (to deny which would be lunacy), but in correcting the popular notion of it, and in contending that it has no essence independent of mental perception; that existence and perceptibility are convertible terms.* Diese Worte drücken das Zusammenbestehn der empirischen Realität mit der transscendentalen Idealität hinlänglich aus.

Also nur von der angegebenen Seite, nur sofern sie Vorstellung ist, betrachten wir die Welt in diesem ersten Buche. Daß jedoch diese Betrachtung, ihrer Wahrheit unbeschadet, eine einseitige, folglich durch irgendeine willkürliche Abstraktion hervorgerufen ist, kündigt Jedem das innere Widerstreben an, mit welchem er die Welt als seine bloße Vorstellung annimmt; welcher Annahme er sich andererseits doch nimmermehr entziehen kann. Die Einseitigkeit dieser Betrachtung aber wird das folgende Buch ergänzen, durch eine Wahrheit, welche nicht so unmittelbar gewiß ist, wie die, von der wir hier ausgehn; sondern zu welcher nur tiefere Forschung, schwierigere Abstraktion, Trennung des Verschiedenen und Vereinigung des Identischen führen kann, – durch eine Wahrheit, welche sehr ernst und Jedem, wo nicht furchtbar, doch bedenklich seyn muß, nämlich diese, daß eben auch er sagen kann und sagen muß: "Die Welt ist mein Wille." –

Bis dahin aber, also in diesem ersten Buch, ist es nöthig, unverwandt diejenige Seite der Welt zu betrachten, von welcher wir ausgehn, die Seite der Erkennbarkeit, und demnach, ohne Widerstreben, alle irgend vorhandenen Objekte, ja sogar den eigenen Leib (wie wir bald näher

erörtern werden) nur als Vorstellung zu betrachten, bloße Vorstellung zu nennen. Das, wovon hiebei abstrahiert wird, ist, wie später hoffentlich Jedem gewiß seyn wird, immer nur der Wille, als welcher allein die andere Seite der Welt ausmacht: denn diese ist, wie einerseits durch und durch Vorstellung, so andererseits durch und durch Wille. Eine Realität aber, die keines von diesen Beiden wäre, sondern ein Objekt an sich (zu welcher auch Kants Ding an sich ihm leider unter den Händen ausgeartet ist), ist ein erträumtes Unding und dessen Annahme ein Irrlicht in der Philosophie.

Die Sache mit dem Schimmelüberzug

Als Schopenhauer nachträglich den Ergänzungsband zu seinem Hauptwerk "Die Welt als Wille und Vorstellung" schrieb, leitete er das erste Kapitel der Ersten Teils mit folgenden berühmten Worten ein, die den krassen Pessimismus Schopenhauer auf das deutlichste kennzeichnen:

Kapitel 1. Zur idealistischen Grundansicht

"Im unendlichen Raum zahllose leuchtende Kugeln, um jede, von welchen etwan ein Dutzend kleinerer, beleuchteter sich wälzt, die inwendig heiß, mit erstarrter, kalter Rinde überzogen sind, auf der ein Schimmelüberzug lebende und erkennende Wesen erzeugt hat: – dies ist die empirische Wahrheit, das Reale, die Welt. Jedoch ist es für ein denkendes Wesen eine mißliche Lage, auf einer jener zahllosen im gränzenlosen Raum frei schwebenden Kugeln zu stehn, ohne zu wissen woher noch wohin, und nur Eines zu seyn von unzählbaren ähnlichen Wesen, die sich drängen, treiben, quälen, rastlos und schnell entstehend und vergehend, in anfangs- und endloser Zeit: dabei nichts Beharrliches, als allein die Materie und die Wiederkehr der selben, verschiedenen, organischen Formen, mittelst gewisser Wege und Kanäle, die nun ein Mal dasind. Alles was empirische Wissenschaft lehren kann, ist nur die genauere Beschaffenheit und Regel dieser Hergänge. – Da hat nun endlich die Philosophie der neueren Zeit, zumal durch *Berkeley* und *Kant*, sich darauf besonnen, daß Jenes alles zunächst doch nur ein *Gehirnphänomen* und mit so großen, vielen und verschiedenen *subjektiven* Bedingungen behaftet sei, daß die gewähnte absolute Realität desselben verschwindet und für eine ganz andere Weltordnung Raum läßt, die das jenem Phänomen zum Grunde Liegende wäre, d.h. sich dazu verhielte, wie zur bloßen Erscheinung das Ding an sich selbst." (Schopenhauer: "Die Welt als Wille und Vorstellung - Band 2", 1. Teil - 1. Kapitel)

Die Stachelschwein-Parabel

Eine Gesellschaft Stachelschweine drängte sich in einem kalten Winterrage recht nah zusammen, um sich durch die gegenseitige Wärme vor dem Erfrieren zu schützen. Jedoch bald empfanden sie die gegenseitigen Stacheln, welches sie dann wieder von einander entfernte. Wann nun das Bedürfnis der Erwärmung sie wieder näher zusammenbrachte, wiederholte sich jenes zweite Übel, so daß sie zwischen beiden Leiden hin und her geworfen wurden, bis sie eine mäßige Entfernung voneinander herausgefunden hatten, in der sie es am besten aushalten konnten.

So treibt das Bedürfnis der Gesellschaft, aus der Leere und Monotonie des eigenen Innern entsprungen, die Menschen zueinander; aber ihre vielen widerwärtigen Eigenschaften und unerträglichen Fehler stoßen sie wieder voneinander ab. Die mittlere Entfernung, die sie endlich herausfinden, und bei welcher ein Beisammensein bestehen kann, ist die Höflichkeit und feine Sitte. Dem, der sich nicht in dieser Entfernung hält, ruft man in England zu: keep

your distance! - Vermöge derselben wird zwar das Bedürfnis gegenseitiger Erwärmung nur unvollkommen befriedigt, dafür aber der Stich der Stacheln nicht empfunden.

Wer jedoch viel eigene, innere Wärme hat, bleibt lieber aus der Gesellschaft weg, um keine Beschwerde zu geben, noch zu empfangen.

Band 2, Kapitel XXX, § 396, S. 524-525, 1851:

Literaturhinweise:

- Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung
- Schopenhauer: Pererger und Paralipomena
- Susanne Möbuß: Schopenhauer für Anfänger: Die Welt als Wille und Vorstellung – Eine Leseintroduction

Joachim Stiller

Münster, 2013

Ende

[Zurück zur Startseite](#)